



Prof. Albrecht Winter

Kanzelrede 18. November 2018

„Zwischen innen und außen – wie schwingt Gemeinde?“

Vorspiel

Johann Sebastian Bach: Sonata für Violine allein a-Moll BWV 1003/3 Andante

Als Johann Sebastian Bach dieses Stück schrieb, befand er sich in einer für ihn schweren Situation. Bisher hatte er immer als Kirchenmusiker gearbeitet, Kantaten komponiert und an der Orgelbank gesessen. Jetzt aber, 1717, war Bach Konzertmeister am Herzogshof in Köthen geworden – das war ein bedeutender Schritt auf der Karriereleiter. Doch der reformierte Gottesdienst fand völlig ohne Musik statt, was ihm augenscheinlich große Not bereitete! Deshalb komponierte er für Violine ohne Begleitung drei Sonaten, die den großen christlichen Festen Weihnachten, Ostern und Pfingsten gewidmet sind. Er versteckte Choralmelodien und Inschriften darin, auch die Wahl der Grundrhythmen hat mit dem Charakter der Feste zu tun. Der eben gespielte Satz entstammt der „Ostersonate“ BWV 1003 und fasziniert mich immer durch die pulsierende Begleitung, die an den Herzschlag erinnert.

Bach konnte unbemerkt seinen „musikalischen Gottesdienst“ feiern, weil er es vermochte, einen geistlichen Inhalt musikalisch auszudrücken. Im Laufe der Musikgeschichte blieb es aber nicht dabei. Wenn Ludwig van Beethoven etwa 90 Jahre später schreibt: „*Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie.*“, dann ist das vermutlich nicht antireligiös gemeint. Das Wort Offenbarung wurde aber direkt dem religiösen Kontext entlehnt, und es entsteht eine Unschärfe: Ein musikalischer Ausdruck wird dem geistlichen Inhalt vorgezogen! Ein paar Jahre später geht der Maler Ludwig Tieck einen nächsten Schritt, indem er schreibt „*Die Tonkunst ist gewiss das letzte Geheimnis des Glaubens, die Mystik, die durchaus geoffenbarte Religion.*“ Hier formuliert er die Auflösung der Religion in Musik! Ein Phänomen, für das die Musikwissenschaft den Begriff „Kunstreligion“ erfunden hat und das bei Komponisten wie Mahler oder Wagner eine starke Ausprägung erfahren wird.

Wieso sind Musik und Religion so nah beieinander, dass das möglich wurde?

Warum spielte Musik für einen Johann Sebastian Bach wie für viele von uns im geistlichen Leben eine so große Rolle?

Darauf möchte ich heute in drei Überlegungen Gründe suchen.

Erste Überlegung

In diesem Jahr hat unsere Gemeinde in einer Folge von thematischen Gottesdiensten „Schätze“ ins Bewusstsein gerückt, die im Alltag verborgen liegen – dieser Gottesdienst ist ja der letzte dieser Art. Mir fiel auf, dass diese „Schätze“ einiges gemeinsam haben. Paramente, Abendmahlsgesetze und die Taufschale z.B. sind „Handwerkszeuge“ der Pfarrer. Sie vermitteln als sichtbare Symbole gleichzeitig sinnliche Erfahrungen mit Gott. Hier wird er spürbar, kann geschmeckt werden und berührt uns manchmal nahezu unvermittelt. Oft ging es um Menschen; Familien, Senioren und Pilger sind meine nächsten Nachbarn in der Kirchenbank. Wir haben den sozialen Kontext, unseren geistlichen Zusammenhalt als einen „Schatz“ sichtbar gemacht, den wir oft nicht wahrnehmen.



Auch um Musik ging es schon in diesen Gottesdiensten, zuletzt um die Orgel. Irgendetwas ist hier aber anders. Den Abendmahlskelch sehe ich, über den Nachbarn ärgere ich mich oder spreche ihn an, wo aber ist die Musik? Sie ist unsichtbar, geruchslos und keinesfalls materiell fassbar. Ist Musik überhaupt da, wenn ich nicht da bin? Der Philosoph Peter Sloterdijk erweitert die Frage noch: „*Wo befinden wir uns, wenn wir Musik hören?*“ Ist Musik also in uns oder außer uns? Die Antwort des Jenenser Soziologen Hartmut Rosa (s. „Resonanz“ S. 162) dazu lautet „*Das Musik – Erleben hebt die Trennung zwischen Selbst und Welt auf, indem es sie gleichsam in reine Beziehung verwandelt: Musik sind Rhythmen, Klänge, Melodien und Töne zwischen Selbst und Welt...*“

Spätestens dann aber, wenn wir uns mit einem sogenannten „Ohrwurm“ herumquälen, oder, wie es Ralph Benatzky formulierte, mit dem, „was jeden zur Verzweiflung bringt, bis er‘ s selber singt“, merken wir: Wir haben Musik auch in uns, können sie uns vorstellen, aus dem Gedächtnis singen, uns merken. Sie kommt also nicht nur von außen auf uns zu, sie kommt auch aus uns heraus. Wir können Musik wahrnehmen und selbst musizieren.

Hier gibt es eine erste wichtige Parallele zum Religiösen. Auch der Glaube wird für mich emotional als eine „reine Beziehung“ erfahrbar. Wie bei Musik kommen religiöse Anregungen von außen auf mich zu, wenn ich im Gottesdienst sitze oder eine Predigt höre. Das Gebet aber richtet sich nach innen, an mich selbst und gleichzeitig von mir nach außen. Gebet kennt wie die Musik zwei Richtungen: Einerseits nehme ich hörend daran teil und nehme es auf; andererseits richte ich es nach außen, eben an den Gott, der in mir und außer mir ist.

Beobachtung I

Das, was Hartmut Rosa als „reine Beziehung“ beschreibt, kann eine Erfahrung im Musizieren wie im Gebet sein. Beides findet im schwer greifbaren Feld zwischen „innen und außen“ statt.

Zweite Überlegung

Hartmut Rosa diagnostiziert ein menschliches Grundbedürfnis nach Resonanz in der Welt und greift damit einen physikalischen Begriff auf, der eng mit dem Hören zusammenhängt. Bevor ich aber über meine Assoziationen dazu spreche, gehe ich der Frage nach:

Was ist „Resonanz“? Hartmut Rosa schreibt dazu (s. „Resonanz“ S. 282)

„*Der lateinischen Wortbedeutung nach ist Resonanz zunächst eine akustische Erscheinung, denn „re – sonare“ bedeutet „widerhallen, ertönen“.* Das, was hier erst einmal nicht gemeint ist, wäre das Echo. In einer Echokammer wird der Schall nur verzerrt wiedergegeben.

Voraussetzung für Resonanz aber ist eine regelmäßige Schwingung, die anderes Material motiviert und sich dabei selbst verändert. Das funktioniert allerdings nur dann, wenn die Eigenschaften beider Körpers Gemeinsamkeiten haben.

Damit besser zu verstehen ist, was ich meine, möchte ich einen kleinen Versuch machen. Auf einer frei beweglichen Unterlage stehen hier zwei mechanische Metronome, deren Pendel aufeinander abgestimmt sind. Wenn ich sie zu verschiedenen Zeiten anstoße, schlagen sie kurzzeitig nebeneinander, nähern sich aber immer stärker einander an, bis sie einen gemeinsamen Puls gefunden haben. Von diesem Zeitpunkt an schlagen sie zusammen.

Was bitte hat das alles in einer Kanzelrede zu suchen?



Wie schon in unserer ersten Beobachtung geht es um eine Beziehung. Wie sich die beiden Metronome aufeinander eingeschwungen haben, wünsche ich mir meine Beziehung zu Gott. Zu den Voraussetzungen für diese Beziehung gehört meine Hoffnung, dass Gott sich „bewegen lassen“ kann. Das geht nur dann, wenn unsere „Eigenfrequenzen“ aufeinander abgestimmt sind. Bin ich zu starr, also lehne ich z.B. vehement Gott ab oder sind meine Glaubenswahrheiten unverrückbar fest, kann ich nicht auf Gottes Überraschungen in meinem Leben reagieren. Bin ich zu schlaff, wenn mir alles egal ist und statt Spannung eine „Alles – wurscht – Haltung“ mein Leben prägt, geht das auch nicht. Ich glaube, dass nur eine gute Balance in mir eine resonante Verbindung zu Gott ermöglichen kann.

Beobachtung II

So wie beim Musikhören zwischen Schallquelle und Innenohr, so suche auch ich eine Beziehung zu Gott. Als Glaubender hoffe ich im Wortsinn, nicht auf „taube Ohren“ zu stoßen, sondern sehne mich nach Gottes Antworten in meinem Leben. Ich sehne mich nach „vertikaler“ Resonanz, wie Hartmut Rosa das beschreibt, einem „schwingenden Draht“ nach oben. Und eine solche Verbindung ist für uns auch in der Musik erfahrbar, so wie es z.B. Johann Terstegen in dem Choral „Gott ist gegenwärtig“ beschreibt. Die erste Textzeile unterstreicht unmissverständlich: In diesem Lied geht es um die Frage, wo und wie Gott uns gegenwärtig sein kann. Wir haben es vorhin gesungen, erinnern sie sich? Terstegen nennt u.a. Musik und Natur, besingt aber auch als Voraussetzung dafür unsere eigene Bereitschaft und Offenheit.

Dritte Überlegung

Jetzt möchte ich mich der Frage zuwenden, wie das meiner Meinung nach in der Gemeinde wirken kann. Schauen wir zunächst auf das Musik – Erleben heute, dass sich in den letzten Jahrzehnten gewaltig verändert hat.

Als ich vor zwanzig Jahren nach der Geburt meines ersten Sohnes Johann Jakob mit meiner Frau telefonierte, erzählte sie sehr irritiert, dass außer ihr beim Stillen im Krankenhaus niemand mit seinem Kind singen und reden würde. Hartmut Rosa merkt dazu an (Resonanz“ S. 109): *„Das erste und grundlegende Organ, mittels dessen wir die Welt zum Antworten bringen ... ist ... die Stimme. ... [Es] muss für das Neugeborene ... eine elementare Entdeckung sein: ... Seine Stimme lockt die Mutter herbei und führt zu liebevoller Berührung, zu Streicheln, zu Körperkontakt, vor allem auch: Nahrung.“* Welche Wirkung hat das aber, wenn die Stimmen verstummen? Wenn das Universum eines Neugeborenen still ist? Nicht nur das Reden und Singen, auch das Hören hat sich in der Moderne total gewandelt. Die Aufnahmetechnik hat das einst einmalige Konzert wiederholbar gemacht. Der Kopfhörer trennt mich in der Straßenbahn von anderen: Hören wird zum Einzelerlebnis, bei dem man nicht stören möchte. Mir scheint das ein Hauptmerkmal unserer Zeit: Vereinzelung! Stellen Sie sich vor, sie würden so wie ich nahezu täglich mit der Eisenbahn fahren. Sie steigen in einen fast leeren Waggon, in dem nur drei Leute sitzen und steuern freundlich und direkt auf einen ihnen Unbekannten zu, um sich neben ihn zu setzen. Einfach, weil sie das Bedürfnis nach gutem Gespräch haben! Ehrlich: Ich empfinde das als unhöfliche Belästigung und möchte das nicht haben. Wie ist das in der Kirchenbank?



Lassen sie uns singen, und zwar den Kanon „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang“, und das mit geschlossenen Augen. ... Und jetzt bitte ich sie um eine weitere Unterstützung: Rücken sie bitte alle in den Kirchenbänken nach innen, nehmen sie mit Ihren Nachbarn Kontakt auf, und jetzt lassen Sie uns noch einmal singen! ...

Haben sie einen Unterschied wahrgenommen?

Vielleicht ging es ihnen jetzt auch so wie mir: In der Kirchenbank kann ich mich gut allein hören, wenn aber die Gemeinde zum Chor wird, dann entsteht etwas ganz anderes.

Der Philosoph Wilhelm Schmid („Mit sich selbst befreundet sein“ S. 284) findet dafür treffende Worte: *„Im Chorgesang kann der Einzelne erfahren, wie der Resonanzraum sich vervielfacht und viele äußere Stimmen zu einem einzigen Klangkörper verschmelzen: Bildung eines integralen Megasubjekts, in dem der Einzelne jede Einsamkeit hinter sich lassen und sich glücklich aufgehoben fühlen kann“.*

Eine Geige schwingt nur, wenn sie gut geleimt, verbunden, toll ausgearbeitet ist. Eine Gemeinde schwingt nur, wenn sie sich als Gemeinschaft spürt und für Zusammenklang jeder Art offen ist!

Jedes Streichinstrument klingt individuell, weil jeder Instrumentalkörper durch andere Bearbeitung und Hölzer unterschiedlich reagiert. Genauso muss sich jede Gemeinde unterscheiden, einfach, weil sie aus jeweils anderen Menschen besteht!

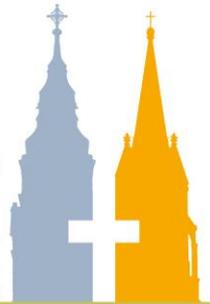
Beobachtung III

Einzig singend nehme ich als normales Gemeindeglied am Wortgottesdienst aktiv teil. Wenn ich dabei meinen Nachbarn in der Kirchenbank spüre, ist das ein fundamentaler Unterschied! Es kann etwas entstehen, was Hartmut Rosa mit dem Begriff „horizontale Resonanz“ meinen könnte: Vielleicht trete ich aus mir selbst heraus und mit dem Nächsten in Verbindung! Das kann mich und uns verändern. Sicher lässt sich das nicht erzwingen, aber diese Möglichkeit markiert bestimmt die Grenzen von „Glauben als Privatsache“. Auch unabhängig von Singen gedacht: Gemeinde kann nur als Gemeinschaft Resonanzkörper in einer Welt sein, in der sie vieles bewegen sollte.

Nachspiel

Manche von ihnen werden sich vielleicht unzufrieden fragen, welcher Predigttext heute im Mittelpunkt gestanden haben könnte. Zunächst einmal möchte ich ihnen mein Erstaunen kundtun, dass ich in der Bibel keine Textstelle fand, die die Erfahrung gemeinsamen Musizierens beschreibt! Aufforderungen zum Singen, durch Posaunen einstürzende Mauern und die Harfe als psychotherapeutisches Instrument fanden sich, aber das Wort „Musik“ suchte der Musiker verzweifelt und vergebens. Also kein Predigttext?

Ja, kein Predigttext! Ich möchte aber zum Abschluss dieser Rede noch einmal an die Meditation von Herrn Tschurn vorhin über den Abschnitt aus dem 1. Korintherbrief Kapitel 12 erinnern. Paulus hatte diesen Text augenscheinlich gegen Abwertungen und Spaltung der Gemeinde in Korinth geschrieben; dabei wird er nie unangenehm persönlich, sondern spricht allgemeingültig in Metaphern unseres Körpers. Ich möchte nun abschließend vorschlagen, dieser Lesart eine andere hinzuzufügen!



In Vers 26a heißt es da: „*Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit*“ – warum nicht auch „*Wenn alle Glieder miteinander schwingen, wird kein Glied verlorengelassen!*“
Paulus würde sich vielleicht freuen — antworten wir ihm einfach darauf!

AMEN.